Zeitschrift: Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift

Band: 18 (1914)

Artikel: Umbrische Reisegeschichtlein

Autor: Federer, Heinrich

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-573619

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 02.10.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch



Frit Voirol, Balel.

Gedichte von hermann hesse

Motiv in der Bardt.

Einem Dichter

Ueber die Straße wehen Deine Lieder mir her, Ich bleib in Gedanken stehen, Ob drüben heimat wär'.

Ach nein, die Winde brausen Und wühlen tief im Laub; Du Bruder Wandrer draußen, Du gehst wie ich im Staub.

Du hörst mich drüben singen An fremder Straße Rand, Und unsre Lieder klingen Und gehen Hand in Hand. Mückenschwarm

Viel tausend glänzende Punkte Drängen sich gierig in Fieberwonnen Zu zitternden Kreisen zusammen.

Verschwenderisch prassend Eine eilig entgleitende Stunde lang Rasen sie wild mit gellem Geräusch In zuckender Lust dem Tod entgegen.

Untergegangene Reiche, Deren goldbeladene Throne plötslich und spurlos In Nacht und Sage zerstoben, Haben nie so wilde Tänze gekannt.

Umbrische Reisegeschichtlein.

Bon Seinrich Federer, Zürich. 8. Glückliche Kaulenzer. Nachbruck verboten. Alle Rechte vorbehalten.

Einen Tag hatte ich im Dörfchen Prio zugebracht, wo niemand lesen und schreiben konnte, aber wo man reichlich von seinen Weiden, dem Vieh und dem Obst zu leben hat und wo die stärksten und flinksten Jünglinge und die muntersten Töchter leben, wo man jahrelang keinen Arzt sieht, in der Regel von nichts als vom zu hohen atemdünnen Alter stirbt und wo eine Achtzigerin noch Haselnüsse mit ihren weißen Zähnen aufbeißt. Am Abend sitzen sie beis sammen über Stiegen und Straßen, und die Hirten erzählen alte Sagen, oder der Hausierer Marcote berichtet irgend etwas Fabelhaftes aus dem tiefen fernen Menschenlande ... Dorther! sagt er und zeigt mit dem braunen Arm in den unendlichen Dunstring, der zwischen Simmel und Erde gen Sonnenuntergang liegt. Dorther, wiederholen die Berglerinnen mitleidig, aus solcher Tiefe und Elen= digfeit, die armen Sandwürmer!

Als ich Prio am nächsten Morgen verließ und durch einen glizerig grünen Kastanienwald ins Land der lesenden und schreibenden Menschen hinsunterstieg, da war es mir, als hätte ich das Paradies einen Augenblick bewohnt und sei nun leider wieder auf jener gottverfluchten Erde angelangt, wo man auf dem Bauch friecht, in saurer Mühe schwiht und Dornen und Disteln ißt: mit einem Wort, wo man wieder Zeitungen, Heste und Bücher schreibt.

Ich bin in jener ersten bittern Verstimmung

Ich bin in jener ersten bittern Verstimmung etwas zu weit gegangen, als ich sagte: Möge doch die Menschheit eines Morgens erwachen ohne Schulsmeister und Schulbuch! Mögen alle Zeitungen in hübsche Nastüchlein für saubere Menschen und alle Tintenhäsen in Blumentöpfe verwandelt sein! Ich ging zu weit. Nein, nein, das Tintengeschirr ist heute seider so notwendig wie die Milchstasse, und die Zeitungen sind beinahe so nützlich wie

Nastücher. Das sehe ich wohl ein. Aber ich sehe nicht ein, warum man diese Italiener ewig als Faulenzer und Nichtswisser beschimpft. Wenn man das Unwägbare wägen und die wahre Arbeit und das wahre Wissen zahlenmäßig feststellen könnte, du mein Gott, wie hoch würde doch die Schale Professorenweisheit und Professorenschweiß von der Schale eines sogenannten italienischen

süßen Nichtstuers emporgeschnellt!

Vor allem: Muß denn ein jegliches geschrieben sein, was man dentt? Gibt es nicht sehr große Dich= ter, die feine einzige Zeile schreiben? Und ich glaube, unter diesen Hirten und Nomaden sind viel solche Poeten. Oder ist denn das erst ein Gedicht, was man in ein Buch schreibt, daß man es bewundern und daß arme geplagte Schulkinder es auswendig lernen können? Ist das etwa nicht auch ein feines und großes Gedicht, was so ein Nichtstuer auf dem Rücken sich austräumt, wenn er in den blauen Simmel gudt und den Ernst und die Lustigkeit der Wol= fen betrachtet und sich daraus eine Tragödie oder eine famose Posse erdichtet? Oder wenn er das Ohr auf die Erde legt und dieser altersgrauen Mut= ter das Herz aushorcht? Und ist nur das Musik, was einer in Noten setzt und von einem Trüpplein ge= rechter Geiger sich vorspielen läßt und worüber dann die Kritik ihre wohllautenden Drakelsprüche abgibt? Ist vielleicht nicht auch das Musik, was so ein Analphabet alles hört, wenn er immer die gleiche, über ein Brett gespannte Schnur zupft? Er hört vielleicht eine Musik wie Mozart im Rausch seiner Phantasien auf dem Spinett, wie Beethoven beim Sterben und Hinüberschauen in die Ewigkeit. Es singt vielleicht und orgelt so wunderbar durch seine Seele, wie man es mit dem elenden Behelf von Noten und Takten nicht aussprechen kann. Und doch zupft er nur immer an einer Schnur! Genug daß er hört! Und so kann mancher Junge kein U und kein B zeichnen, aber er sieht Bilder im Nebel, im Baumgewirr, im Sandhaufen, daß ein Tizian und ein Phidias ihn darum beneiden müßten. Jawohl, viele von diesen Analphabeten sind Künstler, Dich= ter, Musiker, aber für sich, in ihrer Seele, ohne Bühne, Szene und Händeklatschen. Und oft habe ich mich gewundert, wie solche Analphabeten klar reden, scharf und schnell erwägen und sicher ent= scheiden. Die Schule mit ihrer unabweisbaren Schablone von Klasse zu Klasse, mit ihrem Einerlei durch die ganze Bank hin, mit ihrer Tretmühle des Gedächtnisses und ihren zwei Drohmännchen Examen und Zeugnis, die Schule mit ihrer Abschaffung der Eigenheiten, der Persönlichkeit, des Naturgenies der Zöglinge, mit ihrem Zwang und Drill und Nümmerchengeist, diese Schule hat die Analphabeten nicht bilden, aber auch nicht verbilden tönnen. Sie sind noch naiv, die Abruggenkinder, noch frisch und eigenartig. Sie denken noch ohne Lineal und Winkelmaß. Jedes redet anders, lacht, schimpft, gebärdet sich anders, ist etwas Eigenes und kommt mit dem eigenen Schiff dereinst an sein Gestade. Jedes ist mit einem Wort ein eigener Mensch.

Es gibt mehrere Arten von Faulheit. Die eine ist ein Laster, die andere eine Krankheit, die dritte eine Philisterhaftigkeit. Von diesen dreien weiß der Italiener nichts. Seine Faulheit, wenn man es so nennen mag, ist die Faulheit der Natur, der Berge, der Bäume, des Meeres, der Tiere, besser gesagt, ist die Beharrlichkeit des Stoffes. Aber er ist jederzeit rege und frisch. Im Augenblick springt er gemsen-schnell auf, und im Augenblick schlendert er, streckt alle Viere von sich und schlummert. Aber er fau= lenzt nicht. Er hört und merkt alles, das Lüftchen vom Gebüsch her, das Aufbellen der Hunde, die tausendfältigen Menschentritte auf der Straße, das Rlingeln einer Rupfermunze irgendwo, den Stundenschlag, alles. Durch seinen Kopf wandern stete, rasche, bunte Pilgerzüge von Gedanken. Er lacht, flucht, hofft, macht Plane, studiert, grübelt voraus und rechnet in Früheres zurück. Er redet mit sich. Tut er nur wenig das Auge auf, so fährt er den Linien von Himmel und Erde nach und zeichnet sie weiter, rundet, verlängert, schattiert, vollendet. So ist er. In dieser scheinbaren Faulenzerei hat er sich mit den köstlichsten Dingen beschäftigt und unsendliche Kurzweil genossen. Der Engländer reist durch alle Straßen und blickt scharf um und um; der Deutsche stütt den Ropf in beide Sände, brütet tief, verbrennt fünfhundert Studierlampen und schickt nach einigen Jahren ein Buch hinaus. Der Franzose stöbert neugierig nach den Effektlein, hält dann Reden auf Reden und plaudert ganze Zeitungen hindurch geistreiche Beobachtungen aus. Aber der Italiener liegt auf seinem schönen runden Römer= schädel im Gras oder auf einem Mäuerchen, den Hut auf der Stirne, die Hände im Sack und rechnet nicht und schreibt nicht und redet nicht — sondern sieht, hört, erlebt, genießt. Das ist mehr. Erst das nämlich genug.

Millionen deutscher Kinder müssen vom Morgen bis Abend in den Schulen, in den Stuben, Millionen angehende Jüngferchen und Jünglinge in höhern Studien oder in Arbeitskasernen ihre frische junge Seele ermüden. D wieviel schöner haben es meine Jungen von Pratimonte, von Lieghino, von Sas= salpe und Montifiero — auch im Wind und Nebel und Gefels, auch bei Milch und wenig Gemuse, aber in einer gewaltigen Natürlichkeit und Freiheit des Lebens! Viele hunderttausend deutsche Leutchen ihres Alters müssen das schönste Viertel, ja das Drittel, ja gar viele die Hälfte des ohnehin knappen Lebens in den Studierbänken verbringen. Wenn sie herauskommen, sind sie keine Analphabeten mehr, sie sind vielleicht Doctores und Professores. Aber gar oft sind sie über einen Leist geschlagen, glatt ge= hämmert ist ihre einstige gehörnte, geniale Eigenheit, in der Ursprünglichkeit und natürlichen Schwungstraft sind sie fast alle geknickt. Sie fliegen nicht mehr wild und frei und hoch. Sie kennen ja jest das zahme Abc und leben auch darnach in einerlei Ge=

schrei und Trab und Mode.

Die Analphabeten der Welt — ich nehme jetzt das Wort weiter und nenne jeden so, der nicht auf die Kultur des Papiers, der Tinte und des Schul-

backels schwört — die Analphabeten sind allein noch die sonnigen kurzweiligen Originale der Mensch= heit und des Lebens, die andern sind fast nur noch Ropien oder gar Ropien der Ropie. Jene schwingen noch etwa die Fackel des Genies durchs vielzimme= rige Welthaus. Diese tragen die Stubenlampe des

ordinären Talents mit kleinen vorsichtigen Bantoffelschritten über ihren quadratisch abgezirkelten, unfehlbaren Weg. Diese kennen das Tote, jene das Lebendige besser, diese schreiben und lesen und do= zieren prachtvoll, jene leben noch prächtiger. Wer beides könnte, wäre der größte Mensch auf Erden. (Fortfetung folgt).

Das wandernde Bett.

Ein Märchen von Frit Müller, Cannero.

Nachbrud verboten. Alle Rechte borbehalten.

"Aufgepaßt!" rief Massimo. Breitästige Bäume drängten sich an den Weg und raschelten mit dunkel= grünem Laub. Ueber das wandernde Bett beugten sie sich, ließen duftende Blüten auf Giovanni schneien und sangen:

"Rund bin ich, klein bin ich, Suß bin ich, fein bin ich, Auf den Sügeln ist mein Reich, Und im Winter nähr ich euch; Rinder trabbeln auf mir hin, Sag, Giovanni, wer ich bin?"

Giovanni hörte dem Gesange zu. Die Frage aber machte ihn verlegen. Er hatte diese wunderschönen Bäume kaum vorher gesehen. "Ihr seid," sagte er stockend und besann sich, "ihr seid..."

Da half das Mäuslein drauf und pipste: "Nun, Giovanni, das sind ja die Ra— Ra— Ra-

"—stanien!" schrie Giovanni lustig und freute sich, daß er doch noch die Hälfte gewußt hatte.

Das Bett aber freute sich über Giovannis Stimme. Viel runder und viel stärker war die geworden, seit= dem sie ausgefahren waren, heute früh. Das war schon eine Weile her. Denn jetzt meldete sich der Hunger. Gerade zur rechten Zeit.

Eben kam ein kleiner Bub daher. Der pfiff und schwenkte ein Gefäß, aus dem es unter einem Tuch ein wenig dampfte. Mitten in einem Trillerpfiff brach er vor Erstaunen ab, als er das wandernde Bett erblickte. Er blieb wie angewurzelt stehen, und das Mündlein ging ihm nicht mehr zu.

"Romm nur," sagte das Bett. Und die Sonne gab ihm von hinten einen kleinen Stoß. Der weiße Massimo schmeichelte sich um des Jungen Füße, und die graue Pimperinella pfiff genau da weiter, wo der Junge aufgehört hatte. Da mußte der aber lachen. Und er wollte irgend etwas sagen. Aber er getraute sich doch nicht recht, so allein auf der weiten Land= straße bei einem verhexten Bett. Und weil er nichts sagte, tat er wenigstens etwas. Nämlich, seine Kanne hob er in die Höhe und schüttete dem Giovanni ein paar Hände voll Rastanien auf die Dede.

"Danke!" sagte Giovanni. "Danke!" bellte der Massimo. "Danke!" pfiff das Mäuschen. "Danke!" brummelte das Bett.

Und "Danke!" lächelte die Sonne. Und dann wanderten sie alle Fünfe wieder weiter. D, wie schmeckten die Rastanien gut! Auch der Spitz bekam ein paar. Sogar das Mäuschen knabberte an einer. Und seinem Wanderbette steckte der Giovanni einige unters Kissen.

So ein Bett, das redete, bekam am Ende doch auch Sunger, dachte er.

Gutmütig sah das Bett zu und sagte: "Ist schon recht, Giovanni, vergiß nur nicht das tiefe Atmen!"

Nein, nein, Giovanni vergaß es nicht. Und wie sich seine kleine Brust weitete und hob, kamen zwei Männer mit Brillen daher. Die stritten sich über irgend etwas und fochten eifrig mit den händen. Sodaß sie das wandernde Bett nicht eher gewahr wurden, bis sie einen kleinen Rippenstoß von ihm bekamen.

"Was erlauben Sie sich da, Herr Kollege!" sagte

der eine Professor.

"Bitte sehr, ich habe nicht gestoßen," sagte der andere, "das war das Bett hier hinter Ihnen. Drehen Sie sich nur einmal um, verehrter Herr Kollege!"

"Ach was, ich drehe mich nicht um!"

"Warum denn nicht? Das Bett wird Sie sonst überrennen, Herr Rollege!"

"Ach was, mit Ihrem Bett! Erstens, lassen Sie sich sagen, gibt es keine Betten auf der Straße. Zweitens können Betten doch nicht laufen. Drittens...

Drittens schob anjeho unser wanderndes Bett den Professor so unsanft auf die Seite, daß er beinahe hingefallen wäre. Seine Brille rutschte von der Nase und lag am Boden, sodaß er nichts mehr sehen konnte. Bevor er sie aber wieder aufgesetzt hatte, war das Bett mit seinen Freunden lange schon davon.

"Und ich sage Ihnen, Herr Kollege, es war ein wirkliches Bett!" rief der eine Herr Professor.

"Und ich sage Ihnen, daß das gar nicht möglich ist!" rief der andere.

"Mit einem kleinen Kind darin und einem weißen Sunde vorne!"

"Das ist Phantasie von Ihnen, lieber Herr Kollege!" "Und ein Mäuschen saß am Bettrand!"

"Genug davon. Ich habe nichts gesehen. Und wenn ich nichts gesehen habe, hat's auch nichts gegeben, Herr Rollege ...

Indessen wanderten die Genossen an den Ruinen des Kastells von San Michele vorbei, und Pimperinella pipste:

> "Poh Rugelblih und Schwarten, Ist aus der Zeit der Langobarden."

Dann ging die Straße immer hart am See entlang. So nahe, daß Giovanni jedes Wellchen sehen konnte, das der Wind darüber frauste.

"Seht nur," rief das Mäuschen, "ganz still ist dieser wunderblaue See. Nur da und dort sind aufgerauhte Flecke, fast wie Pfoten."

"Das ist der Wind!" sagte das Bett.

"Nein, das weiß ich besser," sagte Massimo, "das